Nr. 482. XVII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Freitag, 21. September 1888

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch.
1870–71.

Wir fahren mit den Auszügen aus den von der „Deutschen Rundschau" publizirten Aufzeichnungen des verewigten Monarchen in dem Nachstehenden fort:

4. August. Weißenburg. Unsere Leute benehmen sich, jede Terrainfalte benutzend, wie bei jeder Felddienstübung im Frieden, unverhohlen entfiel auch unseren baierischen Begleitern das Lob, ebenso für unsere Soldaten wie für ihre Fechtart. Thor der Stadt eingeschossen, dieselbe genommen, damit ist ein fester Platz und die Beherrschung der nach Straßburg führenden Eisenbahnen und Straßen gewonnen. Wir hatten zusammen zwei Divisionen, der Feind eine, die theilweise erst Nachts eingetroffen, aber er hatte den außerordentlichen Vortheil des Terrains. Großer Jubel, Sterbende und Schwerverwundete richteten sich mit größter Kraftanstrengung auf, um ihre Freude zu erkennen zu geben. Die Fahne des Königs-Regiments ward durch den Schaft getroffen, drei Träger fielen, bis Sergeant Förster den Stürmenden voran die Höhe erreichte, ich mußte jenes glorreich hochgehaltene Siegesbanner an meine Lippen drücken. Am südlichen Abhange wurden zwei Zeltlager aus tentes d'abri mit unberührtem Mittagsessen und Mundvorrath genommen, an General Douais Leiche kroch sein Hündchen herum, die schwatzenden französischen Aerzte wußten nichts von der Genfer Konvention, hatten auch keine Binden mit rothem Kreuz und riefen nur: „procurez-nous notre bagage". Die Turcos sind die richtigen Wilden, Quartier bei Pfarrer Schäfer in Schweighofen. Französische Soldaten sagen mir: „Ah, vos soldats Prussiens se battent admirablement". 5. August. Marsch nach Frankreich, wohlhabende Ortschaften, verlassen, Furcht vor deutschen Menschenfressern, der grauenvolle Anblick des Schlachtfeldes wird immer entsetzlicher, überall Spuren eiligen Rückzuges. Roggenbach kommt als badischer Landwehrmajor. Ein auf dem Bahnhofe gefundenes Telegraphenbuch giebt wichtige Aufschlüsse, es zeigt namentlich, wie wenig die Franzosen mit Aufstellung, Formation und Verpflegung vorbereitet sind, und läßt vermuthen, daß die französische Armee ihre Hauptmacht vor Metz konzentrirt. Meldung großer französischer Biwaks hinter Wörth in drei Divisionen, die Verstärkung erhalten, noch festere Stellung als Weißenburg.

6. August. Wörth. 80,000 Franzosen, ich habe 100,000 Mann. Mac Mahons zäher Widerstand, allmälig kämpfend abzuziehen, war bewunderungswürdig, allein er überließ mir die Wahlstatt, ich konnte das Ganze leiten, Blumenthal und Gottberg standen mir trefflich zur Seite, 4½ Uhr konnte ich dem König den Sieg melden. Die Mitrailleusen wirken unverkennbar vernichtend innerhalb des engen Raumes ihrer Schußbahn. Die Mitwirkung der Süddeutschen hat den Kitt für die verschiedenartigen Truppen gegeben, die Folgen werden von ungeheurer Tragweite sein, wenn wir den ernsten Willen hegen wollen, einen solchen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Ein Kürassieroberst sagte mir: „Ah Monseigneur, quelle défaite, quel malheur, j'ai la honte d'être prisonnier, nous avons tout perdu." Ich erwiederte ihm: „Vous avez tort de dire d'avoir tout perdu, car après vous être battu comme de braves soldats, vous n'avez pas perdu l'honneur"; worauf er sagte: „Ah merci, vous me faites du bien en me traitant de la sorte." Die Offiziere wundern sich, daß man ihnen den Degen läßt. Eine Unterredung mit Roggenbach gewährte mir vollkommene Zerstreuung nach allen gewaltigen Eindrücken dieses Tages. Nachricht von Göbens Sieg bei Saarbrücken.

7. August. Ruhe. Bei Königgrätz war das Feuer lange nicht so heftig und andauernd, die Zuaven schießen gut, die Anderen geben zu früh und zu hoch, unser Helm hat gute Dienste geleistet. Gegen Mac Mahon herrscht große Erbitterung, den Kaiser nennt man vieille femme, Mac Mahons Papiere erbeutet, die Korrespondenten des „Gaulois" und „Figaro" auf dem Kirchthurm von Wörth gefangen, erwähnen, daß sie Gegner Olliviers seien. Bei den verwundeten Franzosen droht Hungersnoth, noch 14 Tage sind nöthig, damit die Intendantur fertig wird, während der Schlacht gingen stets Bahnzüge nach Wörth mit 60 bis 100 Mann, die ohne bestimmte Führung ins Feuer geschickt wurden. Mit Roggenbach mehrere eingehende Gespräche gehabt; ich bat ihn, nur den Inhalt kurz und bündig, womöglich in Paragraphenform, für mich niederzuschreiben. Seine Vorschläge sind beachtenswerth, wiewohl ich dieselben nicht ganz präzis nennen kann, vielmehr oft sehr abweichender Meinung bin; es ist das natürlich, wenn man seine Ansichten über die zukünftige Gestaltung Deutschlands in einer Zeit austauscht, in der sich noch nicht übersehen läßt, welche Tragweite die von mir errungenen Siege haben werden. Ich bleibe dabei, daß wir unmöglich nach erlangtem Frieden uns mit der bloßen Anbahnung neuer Bestrebungen im deutschen Sinne begnügen können, vielmehr verpflichtet sind, dem deutschen Volke etwas Ganzes, Greifbares zu bieten, und man hierfür das Eisen der deutschen Kabinette schmieden muß, so lange es noch warm ist. Wörth ist der erste Sieg über die Franzosen in offener Feldschlacht seit 1815.

8. August. Vormarsch auf die Vogesen, französische Kürassiere haben ihre Offiziere erschossen, die sie in Weinberge führten, das Material der Kürasse ist prachtvoll, ein Zuaven-Offizier kann nicht schreiben. 9. August. Ganz deutsche Eindrücke, die Bewohner den Schwarzwäldlern ähnlich, verstehen kein Französisch, das erst seit zwanzig Jahren gelehrt wird. Der Unterschied der Konfession macht sich geltend. Sehr bemerkenswerth ist, daß die Katholiken im Elsaß schon lange davon redeten, es werde noch in diesem Jahre zum Kriege kommen, der sich nach Deutschlands Niederlage gegen die Protestanten wenden werde; diese Aeußerungen wiederholten sich täglich aller Orten. Quartier beim evangelischen Pfarrer Hann, der die Auflösung der Flucht schildert, er wünscht Friede; wir hätten nicht Schuld, die Kaiserin und Ollivier sollten sich einmal Schlachtfelder ansehen. In Mac Mahons Wagen fand sich eine genaue Aufnahme der Vogesen nebst Angabe aller Verbindungen, was uns sehr zu Statten kommt; im Gepäck Ducrots, des Kommandanten von Straßburg, fanden sich Anzüge zweier Damen.

10. bis 12. August. Petersbach. Die Vogesen ähneln hier dem Thüringer Wald, die Einwohner sind durchweg deutsch, streng protestantisch, überall sahen wir die Bildnisse der Reformatoren. Die Auflösung der Franzosen ist groß, Flüchtlinge sagen, sie hätten noch nie mit solchen Soldaten zu thun gehabt, die Tragweite unserer Siege tritt hervor, unsere Offiziere sind bescheiden. Freytag ist liebenswürdig, mit Allem vorlieb nehmend, fleißig beobachtend.

13. August. Sarrebourg, hier hört die deutsche Sprache scharf auf. 14. August. Blamont, die Leute erholen sich von ihrer Furcht. 15. August. Die Bauern sagen, daß man sie beim Plebiszit betrogen. 17. bis 18. August. In Nancy, Kämpfe um Metz, fieberhafte Aufregung, die Einwohner sind orleanistisch. 20. August. Begegnung mit dem König in Pont à Mousson, er ist geknickt durch unsere Verluste. Kriegsrath. Moltke ganz der Alte, klar, entschlossen, auf Paris zu gehen, Bismarck gemäßigt, durchaus nicht sanguin, unsere Bedingungen sind Elsaß und Kriegskosten. 21. August. Vaucouleurs. Baudricourts Schloß, Ruine, die Kapelle ein Weinkeller, der Pfarrer erzählt uns, daß erst durch den Durchmarsch der Deutschen 1814 das Interesse für den Geburtsort der Jungfrau von Orleans erregt sei. 23. August. Steinmetz scheint ohne Veranlassung York spielen zu wollen. Den König wieder gesehen, der wieder fester; ich setze mit Mühe durch, daß das eiserne Kreuz auch Nichtpreußen verliehen wird. Wechselnde Nachrichten über den Marsch des Feindes, Moltke meint schon, ihn in eine Mausefalle zu bringen (?). Gallifet schreibt, die Abdankung sei unvermeidlich, die Republik wahrscheinlich. Benedettis Projekt schadet uns in England, er hätte sich ohne Bismarcks Ermuthigung keine solche Sprache erlaubt. Die 87jährige Madame de Boullenois trägt mir Empfehlungen an meine Frau auf, die sie als treffliche Mutter, Hausfrau und Landwirthin bewundere, das Leben hier ist das eines einfachen château.

Nach einer Schilderung der berühmten Zusammenkunft Napoleons III. und König Wilhelms bei Donchéry heißt es unter dem 3. September:

Donchéry. Bismarck besucht mich, wir behalten Elsaß, in deutscher Verwaltung für Bund oder Reich, der Kaiseridee wurde kaum gedacht, ich merkte, daß er ihr nur bedingt zugethan sei, und nahm mich in Acht, nicht zu drängen, obwohl ich überzeugt bin, daß es dazu kommen muß, die Entwicklung drängt dahin und kann nicht günstiger kommen, als durch diesen Sieg. Meine Sorge ist, daß das Resultat des Krieges den gerechten Erwartungen des deutschen Volkes nicht entspreche.

6. September. Rheims. Quartier bei Werlé (Cliquot), wo ich ausnahmsweise Champagner gebe, sonst wird bei mir im Felde derartiges nicht geschänkt.... Meine Hoffnung auf den Ernst des Volkes, Pflicht freisinnigen Ausbaues des staatlichen und nationalen Lebens; wird jetzt in der Aufregung der rechte Augenblick verfehlt, so treten mit der Unthätigkeit die Leidenschaften auf Abwege.

12.–14. September. Elsaß-Lothringen: Reichsland ohne Dynastie, Verwaltungsrath aus Eingeborenen; es kommt darauf an, sie vom großen französischen Staatskörper loszulösen, sie aber fühlen zu lassen, daß sie Mitglieder eines großen Staates und nicht verurtheilt sind, die Kleinstaaterei mitzumachen....

28. September. Straßburg kapitulirt, ich schreibe an den König, Alles für die Herstellung des Münsters, der Bibliothek u. s. w. in Bewegung zu setzen. Se. Majestät langweilt sich in Ferrières. 29. September. Heute vor fünfzehn Jahren verlobte ich mich in Balmoral.

30. September. Nach Ferrières, günstige Nachrichten von Delbrück zu Bismarcks Ueberraschung. Ich rede Se. Majestät auf die Kaiserfrage an, die im Anrücken begriffen; er betrachtet sie als gar nicht in Aussicht stehend, beruft sich auf du Bois-Reymonds Aeußerung, der Imperialismus liege zu Boden, so daß es in Deutschland künftig nur einen König von Preußen, Herzog der Deutschen geben könne. Ich zeige dagegen, daß die drei Könige uns nöthigen, den Supremat durch den Kaiser zu ergreifen, daß die tausendjährige Kaiser- oder Königskrone nichts mit dem modernen Imperialismus zu thun habe, schließlich wird sein Widerspruch schwächer.

2. Oktober. Die Königin Viktoria, die unsern Thaten mit rührender Theilnahme folgt, hat Sr. Majestät telegraphirt, um ihn angesichts der Favreschen Friedensversuche zur Seelengröße zu ermahnen, ohne daß sie jedoch irgend ein praktisches Mittel zu empfehlen vermochte.

5. Oktober. Se. Majestät kommt mit dem kolossalen Hauptquartier, die Masse der Wagen ist unglaublich, da selbst Schneider und Stieber die ihrigen haben. 6. Oktober. Die Wasser springen, der König geht zum größten Erstaunen des Publikums harmlos unter der Menge umher. Thiers regt den Gedanken an, König Leopold auf den französischen Thron zu bringen, was Bismarck für todtgeboren hält; es thut ihm leid, kein Entgegenkommen in England zu finden, man scheint doch nicht erkennen zu wollen, daß die deutsche Hilfe in Zukunft aufgesucht werden muß. Delbrück herberufen, um die Widersprüche seiner Berichte und Telegramme aufzuklären. Bismarck will korrekt nichts überstürzen; er mißbilligt Jacobys Verhaftung und besorgt deren Einfluß auf die Wahlen, kann aber den König nicht zur Befreiung überreden. Vogel von Falckenstein ist kein Politiker, will Alles machen und verbittet sich Rechtsbeistände; der König mag ihn nicht desavouiren.

9. Oktober.... Bazaine will seinen Stabschef zu Unterhandlungen militärisch-politischer Art senden; Bismarck will ihn hören, Roon und Moltke nicht, uneinig unter einander, werfen sie sich vor, keine Mittheilungen zu erhalten ... Bismarck faßt die Kaiserfrage ins Auge, sagt mir, er habe 1866 gefehlt, sie gleichgiltig behandelt zu haben, er habe nicht geglaubt, daß das Verlangen im deutschen Volke nach der Kaiserkrone so mächtig sei, als es sich jetzt herausstelle, und besorgt nur Entfaltung großen Hofglanzes, worüber ich ihn beruhige....

18. Oktober. Ich entdecke, daß man Uebles gegen England im Schilde führte, das ist vorüber, aber ob die Vorliebe für Rußland und Amerika nicht doch einmal dem Haß gegen England Luft macht, kann kein Mensch wissen. Twestens Tod ist ein unersetzlicher Verlust...

30. Oktober. Konfusion der bairischen Unterhandlungen, die Instruktionen kommen aus dem baierischen Hochgebirge. In Berlin verlangen die Laien im warmen Zimmer Beschießung von Paris. Prinz Otto von Baiern, der behufs Mittheilung wichtiger

Dramatische Aufführungen.
Besprochen
von *Paul Lindau.*

„Ilse", Schauspiel in fünf Akten von Hans Olden.
(Berliner Theater.)

Ein neuer Bühnenautor, der die abgetretenen Straßen meidet und schwerer zugängliche Wege aufsucht, — schon das erweckt von vornherein Sympathien. Hans Olden arbeitet nicht mit den üblichen Situationsscherzen und Requisiten, er hat sich vorgenommen, ein Stück modernen Seins auf die Bühne zu bringen. Er will uns Menschen vorführen, die auf unserem frischen Boden der Gegenwart stehen, mit denen wir leben und verkehren. Er wagt sich an ein schwieriges Problem heran: die Nachwirkung eines vorehelichen Fehltritts in der Ehe, an die „supplices d'une femme", wie sie sich der deutschen Auffassung wohl darstellen mögen. Also ein ernstes Ziel, ein rüstiges Streben und ich füge hinzu: eine nicht gewöhnliche theatralische Gewandtheit. Man merkt der Arbeit an, daß der Verfasser der praktischen Bühne nahe gestanden hat. Die Handlung ist gut geführt, die Akte sind mit richtiger Berechnung des Bühneneffektes gestaltet, der Dialog ist nicht gerade glänzend, aber er ist — bis auf einige entbehrliche Gemeinplätze — frei von Unarten. Das sind, wie mir scheint, viel gute Eigenschaften, die schon in seiner ersten Arbeit dargelegt zu haben der Verfasser sich freuen darf, und die der Kritik die Verpflichtung auferlegen, sich mit diesem Stücke eingehender zu beschäftigen. Es ist so viel des Tüchtigen darin, daß die starken Einwendungen, die sich dagegen ergeben lassen, der vorsorglichen Beschönigung nicht bedürfen.

Wenn es Hans Olden, der freilich bis zum Schlusse des vierten Aufzuges das Publikum in Athem zu halten gewußt hat, auch diesmal noch nicht gelungen ist, in Wahrheit die volle Theilnahme seiner Zuschauer zu gewinnen — und er lasse sich nicht täuschen durch den oft stürmischen Beifall, den die Hauptszenen in den ersten vier Aufzügen gefunden haben, ebenso wenig wie er sich durch die unzweideutige Ablehnung des allerdings sträflich langweiligen Schlußaktes an sich und seiner Befähigung irre machen lassen soll —, so liegt die Schuld keineswegs an der ungenügenden Befähigung des jugendlichen Bühnenschriftstellers — diese Befähigung halte ich für zweifellos —, sie liegt vielmehr, um das gleich vorweg zu sagen, hauptsächlich an der Wahl des unglücklichen Stoffes. Mit der Kühnheit allein ist's ja nicht gethan. Das kecke Erfassen ist freilich schon etwas, aber die Hauptsache ist doch das Festhalten und Bewältigen. Fragt man sich am Schlusse der ungebührlich langen Vorstellung: was hat nun der Autor eigentlich gewollt? so bleibt man vor diesem großen Fragezeichen stehen. Man empfindet nur noch Mißbehagen, das die entscheidenden Szenen, so theatralisch wirksam sie auch sein mögen, in uns zurückgelassen haben, und nachdem wir durch den Vorhang vor dem überrumpelnden Ansturm des Bühneneffekts gedeckt sind, bleibt kaum etwas Anderes in uns zurück, als Verstimmung. Das Großartige im Guten, das man uns hat zeigen wollen, neigt bedenklich zu einem Zerrbilde, über das man wohl schmunzeln, das man aber kaum bewundern kann, und das Schlechte, dem jede Großartigkeit fehlt, wirkt nur noch abstoßend. Die eingehendere Erzählung der Handlung mag diese Behauptung begründen.

Die Tochter des Kommerzienraths Hilde, Helene, ist etwa sechs Jahre vor Beginn der Handlung verlobt gewesen. Böse Zungen haben sich in der Stadt erzählt, daß Helene die standesamtliche und kirchliche Trauung nicht abgewartet habe, um ihrem Bräutigam die untrüglichsten Beweise ihrer Liebe zu geben. Dieser hat einen der Schwätzer zur Rechenschaft gezogen und ihn gefordert. Der Bräutigam fällt im Duell. Aber die bösen Zungen haben nicht verleumdet. Helene zieht sich mit ihrem Vater, der sie abgöttisch liebt, in ein kleines thüringisches Nest zurück und bleibt da zwei Jahre lang in weltabgeschiedener Verborgenheit. Da wird auch der kleine Felix geboren. Das Verschwinden des Kommerzienraths Hilde und seiner Tochter findet keine mißliebige Deutung. Man erklärt es sich zur Genüge aus dem Skandal, den jenes Duell hervorgerufen hatte.

Nach zwei Jahren tritt nun Helene in die Gesellschaft zurück. Sie ist ein steinreiches Mädchen, sie ist sehr schön, und es fehlt natürlich nicht an Bewerbern um ihre Hand. Sie verheirathet sich denn auch mit einem Offizier, Botho von Rudowitz, einem Manne, von dem wir eigentlich kaum etwas Anderes erfahren, als daß er recht tief in den Geldbeutel seines Schwiegerpapas greift, und daß er die ihm durch seine Geburt und seinen Stand auferlegten Pflichten sehr ernsthaft nimmt. Helene verheimlicht ihm ihren Fehltritt, sie mag sich aber von dem Kinde nicht ganz trennen, sie bringt es zu einfachen Leuten in Pension, und dort wird es sorgsam aufgezogen.

Der Kommerzienrath Hilde hat nun eine arme verwaiste Nichte, Ilse Ramnow, in sein Haus aufgenommen, die der gute Geist des Hauses ist. Sie ordnet und schafft in der Wirthschaft, erheitert und beruhigt den nervösen Mann und ist Helenen von ganzer Seele zugethan. Ueber Alles aber liebt sie den kleinen Felix, den sie täglich besucht, um dessen körperliches und geistiges Gedeihen sie sich kümmert wie ein kleines zärtlich liebendes Mütterchen. Aus diesen Umständen, den täglichen Besuchen, der rührenden Fürsorge Ilsens für den kleinen Jungen, der inzwischen fünf Jahre alt geworden ist, entsteht nun das Gerücht, daß Ilse die Mutter dieses Knaben sei. Der Kommerzienrath und Helene thun nicht nur nichts, um diese schmähliche Verleumdung zu vernichten; durch ihr Schweigen und gewisse Andeutungen leisten sie der Verleumdung sogar Vorschub. Sie dulden es, daß Botho v. Rudowitz das unschuldige Mädchen mit offenbarster Mißachtung übersieht, sie schließen Ilsen aus ihrem Verkehr mit der übrigen Gesellschaft aus — kurzum, sie benehmen sich wie die elendesten Schurken. Das ahnungslose Mädchen glaubt Wohlthaten zu empfangen, und in Wahrheit wird ihre Güte in schnödester Weise von den egoistischen und herzlosen Leuten, die sie zu lieben vorgeben, ausgebeutet. Der Kommerzienrath macht ein gutes Geschäft: er giebt dem armen Mädchen Kleidung, Unterhalt und Nahrung, dafür muß sie ihm die Wirthschaft führen und als Pensionspreis ihre Ehre bezahlen.

Nun fügt es sich, daß ein älterer, braver, vorurtheilsfreier Mann, der Ilsens schlichtes, sorgendes Bemühen um den kleinen Jungen beobachtet hat, ein Rentier Schmidt, sich in Ilsen verliebt und um deren Hand anhält. Auch er lebt in dem Wahn, daß Ilse einen jugendlichen Fehltritt zu bereuen habe, aber er setzt sich darüber hinweg, und der Kommerzienrath läßt ihn in dem Glauben, daß er ein gefallenes Mädchen durch seine Vermählung heben wolle.

Helene erschrickt über diese in Aussicht stehende Verbindung, denn nun kann ja die Entdeckung ihrer Schande nur eine Frage der Zeit sein. Ilse wird doch eines Tages ihrem Gatten die Wahrheit anvertrauen. Die Ehe darf also nicht zu Stande kommen, Ilse muß unter dem Verdacht der Schande ledig weiter leben. Mit großartigem Cynismus sagt Hilde zu seiner Tochter, als ihm diese ihre Seelenqualen anvertraut: „Man wird Ilse jetzt in das Geheimniß einweihen, und sie muß das kleine Opfer bringen, es aufrecht zu erhalten." Das kleine Opfer! Aber Helene weiß in der That, daß Ilse bis zur Unzurechnungsfähigkeit opferwillig ist. Sie weiß, daß das arme Kind sich für die empfangenen Wohlthaten im Hause ihres Vaters viel